

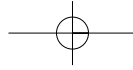


Figur ohne Grund
2008

MATERIALHEFT GERHARD SPRING

Gerhard Spring
Figur ohne Grund
Einleitung

Skriptum für den
Passagen Verlag
Wien, 2008

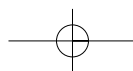
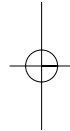
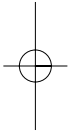


Inhaltsverzeichnis

Einleitung II

Zweifaltigkeit - 37 - als einst - 38 - Damtam - 39 - Maßmessen - 40 - Folgenfolgen - 41 - Expressis Nobis - 46 - Der gestiefelte Kater (I) - 43 - Lügenbeutel - 44 - Stellen Fallen - 45 - Satz vom Widerspruch - 46 - Bekenntnis - 48 - Autorität einer ersten, ersten Person - 49 - Zweierbrei - 50 - Namenswert - 51 - Idiotismus - 52 - Iron ohne ichen - 53 - BlaBla - 54 - Alleglorie - 55 - Doublette - 56 - Kammerton A - 57 - Der gestiefelte Kater (II) - 58 - Distrappe - 60 - Luftgeige - 61 - Kasperlspiel - 62 - Alsdasit und Dassdasist. Eine Bekehrung - 63 - Transferenz - 64 - Proso-popoie - 66 - Quisi Quasi - 68 - Wen juckt's? - 69 - Lesarten - 70 - Ziel - 72 - Figur ohne Grund - 73 - Metonymiepher oder Meta-phernymie? - 74 - Buchstäbliches - 75 - prima, altera und tertia facie - 76 - Gedanken denken - 78 - Der gestiefelte Kater (III) - 80 - Nullpunktbestimmung (I) - 82 - Der gestiefelte Kater (Appendix) - 83 - Unendliche Verweise - 84 - Grundvorstellung (I) - 86 - Grundvorstellung (II) - 88 - Der gestiefelte Kater (IV) - 90 - Grundvorstellung (III) - 92 - Anstatt statt Anstelle - 94 - Schein-handeln - 96 - Grundvorstellung (IV) - 98 - Quälschöngest - 100 - Grundvorstellung (V) - 101 - Exemplifikation (I) - 102 - Kraft (i) - 104 - Exemplifikation (II) - 106 - Kraft (ii) - 108 - Zweckfigur des Mittels - 110 - Mittelfigur des Zwecks - 111 - gemeine Fuge - 112 - Nullpunktbestimmung (II) - 114 - Analysynthesisch - 116 - Ismismus - 118 - Erfolgsgeschichte - 120 - Grundvorstellung (VI) - 122 - Triebsbetrieb - 124 - Kraft (iii) - 126 - Exemplifikation (III) - 128 - Symbol informell - 130 - Abzwirnung- 131 - o.T. - 132

Unterm Strich. *Von Julius Deutschbauer* 37



Einleitung

„Dieser Einleitung“, so beginnt der vorliegende Text (S. 11), „liegt ein Text zugrunde, den es nicht gibt“.

Der erste Absatz scheint nahe zu legen, dass der „vorliegende Text“ selbst eine „Figur ohne Grund“ ist (in einer Klammer wird sie „Präfatismus“ genannt, dem voreilig ein paar schwülstige Prädikate folgen wie ein „Prädigma“ oder ein „Wir predigen: gemeinsam vorsagen, einsagen, vorreden, einreden, vormachen und einmachen“). Schon der dritte Satz stellt jedoch fest, dass der *zugrunde gelegte* Text der *vorliegende* Text ist, „diese Einleitung“ also, die sich eingangs gleich einmal selbst zitiert (oder vorstellt, ähnlich wie zum Beispiel in einer Konversation „mit Ihnen“ (vgl. S. 18), in der ich unbekannter Weise meinen Namen nenne, ohne mich damit zu benennen).

Zudem versuchte diese Einleitung schon im zweiten Absatz, sich (neben einem Kalauer) selbst zu erklären, was der dritte allerdings fortführt. Womit im Folgenden auch zu erklären sein wird, weshalb diese Einleitung der Text ist, „den es nicht gibt“ (S. 11). Ein Text, der sich in sich selbst einleitet, ein einleitender und zugleich eingeleiteter Text, wäre soviel wie ein präfatistischer Text, der sich „selbst setzt“ (vgl. Anmerkung S. 15) beziehungsweise selbst begründet. Warum also sollte es einen „Text, der sich [...] selbst begründet“ (ebd.) nicht geben?

Der Parallelfall eines Textes, „der sich selbst versteht“, scheint zwar eine Selbstverständlichkeit zu

sein, wird hier jedoch bestritten: „[...] der sich selbst begründet, ist nicht der, der sich selbst versteht [...]“ (ebd.). An dieser Stelle tritt zum ersten Mal und in abrupter Abgrenzung eine „Katze“ auf, die sich im Folgenden als eine dominante Figur erweisen wird. „Selbstverständlich verstehe ich von selbst“, heißt es da, „was es heißt, dass da eine Katze ist“.

Was es dabei zu verstehen gibt, wird anschließend äußerst theatralisch formuliert: „Es gibt da etwas, was als eine Katze auftritt, und in diesem Auftritt auch *selbst* eine Katze ist“. Wenn es dieses letztere, kursiv gesetzte „selbst“ ist, das „ich von selbst“ verstehe (S. 12), dann scheint im speziellen Fall eines derartigen Auftritts das Selbstverstehen ein Katzenverstehen zu sein – was einer weiteren Erklärung bedarf.

Sie betrifft die „Selbstverständlichkeit“, mit der wir gewöhnlich annehmen, dass es Dinge gibt, die auch sind, was sie darstellen („was als [...] auftritt“) beziehungsweise die „sind, was sie dem Anschein nach zu sein scheinen (,obgleich sie anders sein könnten‘, um eine Formulierung der ‚Wahrscheinlichkeit‘ aus der aristotelischen *Rhetorik* aufzugreifen; wie es dort heißt, leiten wir gewöhnlich davon auch die ‚Wahrheit‘ ab, worin wir meistens recht haben und worauf auch der vorliegende Text anzuspielden scheint; mit dem ‚Anschein‘ greife ich der folgenden Darstellung allerdings weit voraus (S. 24ff)“.

Nun scheint es gleichgültig zu sein, welche „Art der Gründe“ (S. 18) den eigenartigen „Umstand“ (S. 20) verständlich machen könnten, dass etwas

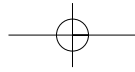
„ist, was es darstellt“ („als was“ es auftritt oder dargestellt wird, was es „dem Anschein“ oder auch dem Hörensagen nach zu sein scheint, knapp am Klatsch). Denn auch hier zeigt sich die Struktur der Selbstbegründung, mit der ein einleitender Text wie „[d]ieser“ (S. 11) einen anderen Text derart darstellt, dass er allem Anschein nach zugleich der andere, eingeleitete Text selbst zu sein scheint (in dieser „Struktur“ setzte sich jedoch einer einfach aus dem Grund hin, aus dem er sich hinsetzen wollte).

[Anmerkung: Johann Gottlieb Fichte, der im vorliegenden Text nicht genannt wird, stellt das Problem jenes „gewöhnlichen Selbstverständnisses“ (S. 12) mit der „Projektion eines Bildes“ dar, einer „Vorstellung“ oder auch „Zitierung“: a) ist der Projektor, das projizierende Bild, ein Bildspender ähnlich einer Katzenschablone, b) ist das projizierte, gespendete Bild, ähnlich einem Katzenumriss, so wie es von a) projiziert, zitiert oder hingestellt wird; b) „ist schlechthin infolge des Bildes“ a). Wenn diese Projektion funktioniert (es stellt sich irgendwie eine Katze mit dem Umriss der Schablone ein), funktioniert auch die Umkehrung der Projektionsrichtung. In Fichtes Formulierung besinnt „sich das Bild a) auf sich“, es fasst ein Bild von sich als „Produkt“ von Bild b), dem Projizierten, das nun als Projektor auftritt. „Jetzt aber“, schreibt Fichte in der *Transzendentalen Logik*, „hat es wieder nur ein Bild von dem a) projizierenden [Bild] b)“. Da diese Scheinreflexion in ihrer wiederholten Umkehrung automatisch funktioniert, scheint sie ein Grund für die Abbildung seiner selbst zu sein (als Katze oder als das, was man sich unterm Strich

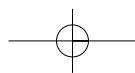
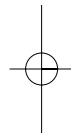
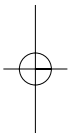
eben so vorstellt wie eine Katze). Soweit das ein „idealistisches“ Schema der Selbstbegründung ist, ist es umgekehrt zugleich ein „realistisches“ Schema, ausgehend von b). Fichte hat jedoch bemerkt, dass wir in diesem Schema der Reflexion gar kein Bild sehen, dass sich also unser gewöhnliches Selbstverstehen auch nicht in dieser Weise „selbst begründen“ lässt.]

„Diese Anmerkung“, merkt dagegen der vorliegende Text an, „ist nur ein sehr irreführender Hinweis auf die Methode, die ich bereits im ersten Absatz verneint habe“. „Irreführend“ (vgl. S. 18) auch deshalb, weil statt einem „Nicht-Ich“, das eine zweite Person sein könnte, die mit einer ersten Person Gründe austauschen könnte (angeben und annehmen), hier wiederum „eine Katze“ auftritt. Die aber macht nichts dergleichen, ebensowenig „wie eine Katzenfigur oder ein Satz [...], mit dem ich die Methode eines Textes, der sich selbst zitiert und somit zum Inhalt macht, in dieser Einleitung selbst illustriere“.

Diese Methode besteht kurz gefasst darin, dass der vorliegende Text „die Zitate an den angegebenen Seiten in unzitierter Form auftreten [lässt]“, was in etwa bedeutet, dass hier (ebd.) die Zitate an den angegebenen Seiten in unzitierter Form auftreten. Wenn diese Einleitung zum Beispiel den Satz „eine Katze sitzt auf der Matte“ (S. 15) zitieren würde, dann würde der zitierte Satz auch auf dieser Seite 15 in unzitierter Form Platz nehmen, ähnlich wie eine Katze auf der Matte Platz nimmt, um jenen Satz in einem anspruchslosen Sinn wahr zu machen. Was dann geschieht, ist leicht auszumalen:



Eine Katze sitzt auf der Matte.

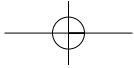


Der vorliegende Text aber verneint ja gerade eine Voraussetzung dieser Methode „bereits im ersten Absatz“ (S. 14), indem er in einem Selbstzitat behauptet, dass es ihn „nicht gibt“ (S. 11).

Die Frage ist, was diese Behauptung wert ist.

Deren Verneinung ergibt eine Trivialität. „Dieser Einleitung [...] liegt ein Text zugrunde, den es gibt“, ist ein Satz, der sich so viel wie „von selbst versteht“ (S. 12f). In Parallele zu dem mysteriösen „Katzenverständnis“ ist diese Selbstverständlichkeit jedoch etwas anderes als ein tautologisches Verständnis oder ein Selbstverständnis, in dem wir uns etwa selbst verstehen. Wir verstehen damit vielmehr, „was es heißt, dass da eine [Einleitung] ist“ (ebd.), dass es hier also etwas gibt, was als eine Einleitung auftritt, und, in diesem Auftritt, auch *selbst* eine Einleitung ist.

Es ist keine Frage, dass dieses Verständnis auch eine Voraussetzung dafür wäre, unter dem Titel einer „Einleitung“ ganz andere Dinge anzustellen. Dafür scheint sich jedoch der vorliegende Text nicht so sehr zu interessieren, der im Gegenteil die Möglichkeiten des Andersverstehens, des Umverstehens und auch Missverstehens so weit wie möglich in den Hintergrund drängen möchte, um sich der Frage zuzuwenden, wie jenes „gewöhnliche Selbstverstehen“ zu verstehen ist, mit dem ich mich eben zum Beispiel selbst insoweit verstehe, soweit ich auch verstehe, was es heißt, dass es da oder dort eine Katze gibt, die als eine Katze auftritt. Leicht gesagt ist, was es nicht heißt: „dass hinter [dieser] Katze [...] etwas anderes steckt, was als eine Katze auftritt“ (S. 17).



Die Art von Gründen, die eine Trivialität wie die verständlich machen, dass eine Katze eine Katze ist („und kein ander Ding“, wie Bischof Butler sagen würde), wird „eine *Katzengeschichte*“ (ebd.) genannt. In diese bin „ich“, ich zitiere, „derart unmittelbar *selbst* verstrickt, dass sie den *Katzenbegriff* determiniert, mit dem ich es von klein auf [sic!] verstehe“ (S. 21) – wobei „es“ in diesem Satz heißt, dass hinter einer Katze nicht etwas anderes steckt, was als eine Katze auftritt.

Das scheint ein begrifflicher Fehlgriff zu sein: Gegenüber der Vorstellung (S. 23), dass wir unsere Begriffe selbst bilden, indem wir im wechselseitigen Austausch von zwei, drei Sätzen die Gründe angeben und annehmen, mit denen wir die Dinge sowie unsere Handlungen verstehen, scheint so etwas wie ein „Katzenbegriff“, dem eine mehr oder weniger fiktive „Katzengeschichte“ zugrunde liegt, ein Unsinn zu sein.

Dieser begründet jedoch nach dem vorliegenden Text das „gewöhnliche Verstehen der Dinge, mit dem wir uns zwar manchmal, aber doch nicht grundsätzlich täuschen“ (S. 22). Damit ist nicht gemeint, dass wir uns „in uns“ oder „gegenseitig“ täuschen (wofür wir allerdings so manche Gründe haben und auch angeben könnten), sondern in den Dingen wie „in einer Katze“, die eben keine Katze wäre, sondern zum Beispiel die Figur einer Katze (S. 24). In dieser dürfte ich mich, wie der vorliegende Text sagt, „zugunsten der Täuschung in einer Katze“ gerade nicht täuschen.

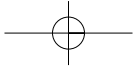
Angenommen, die Figur tritt ähnlich einer Maske oder einer „Bezeichnung“ auf: Dann lässt sich

diese Bemerkung dahingehend interpretieren, dass ich mich mit der Bezeichnung „Katz“ nur dann in einer Katze täusche, wenn ich mich nicht in der Bezeichnung täusche, das heißt nicht darin, dass ich mit „Katz“ eine Katze bezeichnete.

Ähnlich einer Katze wird in diesem Text jedoch auch eine „Katzenfigur ‚ohne Grund‘“ auftreten, was wiederum ein sehr irreführender Hinweis auf den Titel des vorliegenden Textes ist. Denn „ohne Grund“ bedeutet hier *ohne der Art der Gründe*, die wir für „unsere Auftritte“ haben und beschreiben könnten, indem wir sie uns wechselseitig zuschreiben (als „Publikum und Akteur“ in getrennter Position, und im Austausch über die Rampe als „Interpreten unserer selbst“).

[„In dieser Konversation stelle ich mir Sie, den Verfasser des Textes *unterm Strich* (S. 37ff), als einen Anhänger der *expressiven Vernunft* von Robert B. Brandom vor. Wie in der Diskussion um eine falsche Kunstvorstellung geht es da um ‚das Spiel des Gebens und Verlangens der Gründe‘, in dem wir uns ausschließlich ‚in uns‘ täuschen können. Denn im Spiel jeder Äußerung, der wir einen Sinn verleihen, legen wir uns auf Normen ‚fest‘, die wir im Austausch unserer Gründe ‚selbst machen‘, und die wir daher in jeder Äußerung auch beliebig brechen können (gegenüber der Verwechslung von ‚Grund und Norm‘ argumentiere ich für die Verwechslung von ‚Grund und kausaler Ursache‘).

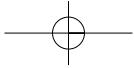
Ich weiß nicht, ob wir darin übereinstimmen können, dass ‚Katz‘ eine konventionelle Bezeichnung ist, eine konventionelle Maske oder eine ‚Figur‘, wenn Sie so wollen, in der wir in überein-



stimmender Weise manche Dinge so und nicht anders bezeichnen. Sie könnten diese dann natürlich jederzeit auch anders bezeichnen, indem Sie zum Beispiel einfach nur die Bezeichnungen oder Figuren wechselten, oder die bezeichneten Dinge, die Sie in irgendeinem Sinn ebenso darstellen wie hinstellen oder herstellen.

Ich jedenfalls glaube nicht, dass ich eine Katze breche, indem ich eine Konvention breche, mit der wir sie übereinstimmend ‚als Katze‘ bezeichnen oder darstellen. Angenommen, in unserer gemeinsamen ‚Katzengeschichte‘ ginge es darum, dass eine Katze auch das ist, als was sie auftritt (was ja auch heißt, dass ‚es‘ ist, als was wir ‚es‘ übereinstimmend bezeichnen und darstellen, eben als ‚Katze‘). Dann scheint diese Geschichte darauf hinauszulaufen, dass eine Katze als eine konventionelle Figur und diese zugleich als Katze auftritt, so dass wir unweigerlich mit dem einen auch das andere brechen würden, ohne zu wissen was.

Vor der andern (in unserer Konversation leider bisher nicht verfolgten) Möglichkeit, mit der lästigen Voraussetzung zu brechen, dass unsere Bezeichnungen oder Figuren ebenso willkürlich wie konventionell sind (‚normativ‘ geregelt durch die austauschbaren Gründe für unsere Auftritte als Katzendarsteller), schrecken wir zurück. Denn unter dieser Voraussetzung möchten wir auch selbst beziehungsweise gemeinsam unseren Katzenbegriff bilden. Schließlich ist der Katzenbegriff, den wir haben, ein fortlaufendes Ergebnis dessen, was wir in den Anwendungen unserer Katzenfiguren und Bezeichnungen so unterm Strich heraus bekom-



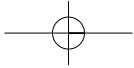
men, wozu wir mitunter auch fertige Sätze wie „eine Katze sitzt auf der Matte“ (in zitierter und unzitierter Form) benutzen.

Eine Satzfigur wie diese könnte unter einem Umstand wahr oder falsch sein, der ein Teil der Ereignisse ist, aus denen unsere ‚mysteriöse‘ Katzen-geschichte besteht. Mysteriös wäre sie vor allem darin, dass wir auch nicht nur eine Episode davon annähernd in der ‚umständlichen‘ Form erzählen könnten, in der sie unseren vergleichsweise simplen ‚Katzenbegriff‘ determiniert. Und dann tritt in einer beispielhaften Situation neben der mehr oder weniger fiktiven Figur einer Katze auch die Figur einer Matte auf, plus dazwischen noch eine ‚Sitzen‘ genannte Pose (ein vergleichsweise komplizierter Handlungsbegriff, der in der Umgebung des Setzens, anderes und sich selbst, des Gesetz-werdens und Gesetzbekommens sowie Sitzenbleibens auch unzählige andere teils mutwillige, teils absichtslose Akte und Haltungen betrifft).

Schließlich dürfen wir auch unsere gemeinsame Äußerung des Satzes nicht vergessen, die unter jenem Umstand ebenfalls ein mehr oder weniger figurativer Teil der Ereignisse ist, in die ‚wir unmittelbar *selbst* verstrickt‘ (S. 17) sind.

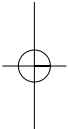
Daraus schließe ich, dass es zu unserer Katzen-geschichte, die unserem Katzenbegriff zugrunde liegt, keinen Katzentext gibt, der sie halbwegs angemessen beschreiben würde, also nicht derart, wie Sie unterm Strich fortlaufend die Begriffe determinieren, deren Namen Sie nennen.

Ob es Ihnen etwas bringt oder nicht – diese Entscheidung liegt bei Ihnen, ich jedenfalls verab-



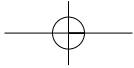
schiede mich aus unserer konspirativen Konversation mit der Bemerkung, dass wir gar nicht erst anzufangen brauchen, über eine rhetorische Figur wie die der Ironie zu reden, wenn wir uns nicht einmal über die Figur einer Katze oder gar des gestiefelten Katers verständigen können.“]

Wie Sie bemerkt haben werden, zitiert sich in diesem Konversationsbeispiel der vorliegende Text völlig falsch, der (S. 17) gerade nicht den Plural verwendet. Nicht „wir“ wären in diese „Katzen-geschichte“ verstrickt, was auf eine gemeinsame oder eine in „uns“ kulminierende „Verstrickung“ hindeuten würde, sondern „ich“, was auch bedeuten könnte „Sie“ oder jeweils „Sie und ich“ nebeneinander, jedoch nicht „wir beide“ gemeinsam beziehungsweise untereinander. Also war und ist auch jede diesbezügliche Aufregung ganz umsonst.



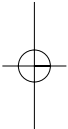
Wie der vorliegende Text zudem bemerkt, komme „ich“ von klein auf (ebd.) mit dem Katzenbegriff zurecht und also auch kinderleicht mit der sonst so anspruchsvollen Figur des Chiasmus, in der sich die Katzensgeschichte mit der Mattengeschichte oder der heiklen Sitzgeschichte in einem Punkt überkreuzt, besser gesagt, in einem Ereignis: Ich äußere den Satz: „eine Katze sitzt auf der Matte“. In einem derartigen Ereignis muss ich weder eine Katze herbeizitieren, um sie wie auf Seite 15 auf die Matte zu setzen, noch brauche ich jemand anders oder mich selbst in den unzähligen Möglichkeiten zu täuschen, in denen der geäußerte Satz buchstäblich falsch wäre.

Wenn ich den Satz überhaupt verwenden kann, kann ich ihn wie jedes andere Mittel auch zu belie-



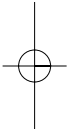
bigen Zwecken verwenden, wie vor allem zu dem einer Darstellung. Das spricht nur dafür, dass ich ihn in dieser Verwendung auch im Sinn einer „Darstellung“ verstehe, die kinderleicht vom Sinn einer „Täuschung“ zu unterscheiden ist.

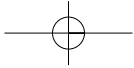
Die Annahme ist sehr naheliegend, dass ich das, was der Satz darstellt, „unabhängig von der konkreten Situation“ verstehe, in der ich den Satz von mir gebe oder zu Gesicht bekomme. Dabei liegt ebenso nahe, dass „unabhängig“ von dieser Situation „abhängig von allen anderen Situationen“ bedeutet, in denen ich teils unter dem Titel „Katzensatzgeschichte“, teils unter dem einer „Mattensatz-“ und „Sitzsatzgeschichte“ buchstäblich „selbst“ zu finden bin, und zwar ebenfalls in der Form der Ereignisse, die mein „Selbst-“ wie auch mein „Satzverstehen“ determinieren.



Darüber kann man sich nur hinwegtäuschen, wenn man den Satz „eine Katze sitzt auf der Matte“ nicht in jedem einzelnen Vorkommen als ein Ereignis betrachtet, das den Inhalt einer Überzeugung kausal bestimmen kann. Im simpelsten Fall schließe ich darauf, dass eine Katze auf der Matte sitzt. Das geschieht ein, zwei Mal und nicht viel öfter, denn sonst würde ich mich grundsätzlich in jedem Satz täuschen, was dem gewöhnlichen „Verstehen“ eines Satzes widerspricht (mit einem anderen kann ich beim besten Willen nicht aufwarten).

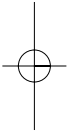
Jedes Kind fällt bald einmal auf einen ähnlichen Katzensatz herein und bekommt dafür auch bald einen Katzenbegriff heraus, mit dem sich eine *Katzendarstellung* von einer *Katzenworttäuschung* kinderleicht unterscheiden lässt. Dabei ist die Katzen-





satzbegriffsbildung eine Episode innerhalb der Katzenbegriffsbildung, und nicht umgekehrt. Die Katzensatzgeschichte ist ein Teil der Katzensgeschichte, da es in bei der Täuschung *in einer Katze* darum geht, dass ich irrtümlich von einem Katzensatz auf eine Katze schließe und nicht irrtümlich von einer Katze auf einen Katzensatz.

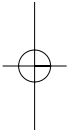
Angenommen, eine Katze sitzt auf der Matte, oder vielmehr nicht angenommen, denn sie sitzt ja tatsächlich auf der Matte. Davor sitzen wir nebeneinander in dieser Zeile aufgereiht, und Sie äußern in der nächsten den Satz „eine Katze sitzt auf der Matte“. Ich könnte mich jetzt darin täuschen, dass ich das uns gegenüberliegende Ereignis als kausale Ursache Ihrer Äußerung auffasse und den Inhalt dieser Äußerung von daher bestimme.

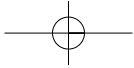


Schon im nächsten Absatz bemerke ich, dass Sie nur den ersten Satz aus Ihrem Englischbuch übersetzt haben. Ich sehe ein, dass ich mich in dem, was Sie gesagt haben, getäuscht habe, da Sie, in Ihre Studien vertieft, nicht auf das uns gegenüberliegende Ereignis reagiert haben.

Diese Art einer Täuschung ist nur ein Bruchteil der Täuschungen, die für eine Katzensgeschichte notwendig sind. Denn ich bin schon selten genug in der bevorzugten Situation, einen Akteur zur Seite zu haben, der eine ähnliche Äußerung hervorbringt, und noch seltener kann ich einen ähnlich aufschlussreichen Einblick in die Gründe seiner Äußerung nehmen.

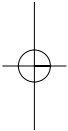
Der Analogieschluss ist bekanntlich trügerisch: ein ähnliches Ereignis bestimmte den Inhalt einer ähnlichen Äußerung meinerseits (S. 21); diese





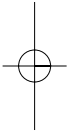
stimmt mit Ihrer insoweit überein (formal oder figurativ: „allem Anschein nach“); folglich stimmen wir auch in der Bestimmung ihres Inhalts überein.

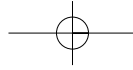
Diesen Schluss durchschauen wir sehr bald, und wahrscheinlich sind wir anfangs über seinen Mechanismus auch derart begeistert, dass wir ihn nur noch zu dem Zweck benutzen möchten, uns damit zu täuschen. Bald darauf jedoch, und darin trennt sich unsere „gemeinsame“ Katzengeschichte vom Grund her auf, bemerke ich zudem, dass mich mit dem selben Schluss etwas anderes täuscht: etwas, in dem ich mich täusche, ohne dass es mich täuscht – in dem Sinn täuschen möchte oder auch könnte, in dem es jemand anderem, wie Ihnen, nach wie vor gelingen mag, mich zu täuschen.



Der Witz ist nicht nur, dass es sich um eine Figur handelt, die (wie bereits angedeutet) statt eines vermeintlich „gemeinsamen“ Inhaltes in der Konklusion des Trugschlusses auftritt. Vor allem nämlich kann ich, sofern ich es auf die Figur abgesehen habe, nicht zugleich darauf absehen, jemand anderen, wie Sie, zu täuschen. Denn in einer Figur würde sich, wie ich meine, auch jeder andere völlig zurecht täuschen, was dem Begriff einer absichtlichen Täuschung widerspricht.

Ein Täuschender, der im Wunsch wie auch im Glauben täuscht, dass ihm die Täuschung gelingt (deshalb macht er es ja), verfolgt zumindest die Absicht, den Getäuschten ins Unrecht zu setzen, selbst dagegen Recht zu behalten. Gleich, auf welche Seite man sich schlägt, den Fopper oder den Gefoppten, aus der Unvereinbarkeit der Gründe, zum





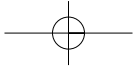
Einen zu täuschen und zum Anderen sich täuschen zu lassen, folgt: Eine Figur ist kein Grund, in dem sich jeder mit gleichem Recht täuschen würde.

Damit widerspreche ich insbesondere Ihnen und all jenen Freunden der darstellenden Künste und Künstler (beiderlei Geschlechts), die sie anhand einer Philosophie der Täuschung oder eines euphorisch gesteigerten Als-Obsts verstehen, mit dem auch gemalte Trauben so tun, als ob sie nicht gemalt wären. Dieses Kunstverständnis halte ich für so verkehrt wie die schulmäßig darin ausgespreste Xeuxesparabel. Zur Erklärung möchte ich nur ihre zwei bekanntesten Szenen kurz paraphrasieren.

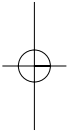
In der ersten Täuschungsszene geht es darum, dass ich irrtümlich eine Katze zu täuschen glaube, indem ich, so gut es geht, mit einer Stoffmaus eine täuschend echte Maus darstelle, die über die Matte rennt. Welches Recht hat die Katze, meine Darstellung mit dem Dargestellten zu verwechseln? Natürlich gar keines oder nur das gleiche, mit dem Xeuxes' Vögel gewöhnlich vor den Vogelscheuchen davonfliegen. Dass sie darin Recht haben, billigt ihnen oft derjenige zu, der die Scheuchen aufstellt.

Um es nicht bei der Metaphorik eines natürlichen Rechts der Katzenerfahrung zu belassen, ist in der zweiten Täuschungsszene der amüsierte Katzentäuscher selbst zu täuschen. Ich möchte dazu nicht den gemalten Vorhang vom Gemälde heben, um auf eine interessantere Szene zu kommen, eine Szene dahinter, die aufregender wäre als das Gemälde, welches im gemalten Vorhang besteht.

Was ich vorhabe, ist viel platter. Es geht darum,

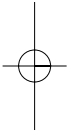


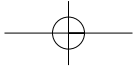
die Katze zu finden, die soeben „Miau“ gemacht hat. Wie Sie ganz richtig vermuten, war es keine Katze, sondern jemand wie Sie oder ich, der für seinen Auftritt als Katzendarsteller geprobt hat. Das Muster der Täuschung ist das selbe. Die Pointe des illusionistischen Vorhangs ist ja, dass einer, der die Täuschbarkeit der „reinen empirischen Erfahrung“ durchschaut, die den unbefangeneren Tieren zuzuschreiben ist, deshalb noch lange nicht davor gefeit ist, derselben selbst auf den Leim zu gehen.



Das täuschende Muster ist der Analogieschluss, mit dem ich zunächst voraussetze, dass Katzen Mäuse für Mäuse halten, Feld- für Feldmäuse und Stoff- für Stoffmäuse. Diese Täuschung liegt der Parabel zugrunde, in welcher Vögel irrtümlich gemalte für echte Trauben halten sollen. Dass dazu kein Vogel imstande ist, wie auch keine Katze eine Stoffmaus von einer Feldmaus richtig unterscheiden könnte, müsste nicht eigens gesagt werden: Bezeichnungen, Sätze oder Äußerungen, in denen sie zu verwenden sind, mithin auch Begriffe, die aus den Anwendungen folgen, braucht nicht der Gegenstand einer „reinen“ empirischen Erfahrung, also weder eine Katze noch das übrige Universum, sondern *ich* brauche diese Dinge, um zu verstehen, was unter anderem eine Katze ist, was ja auch zu verstehen heißt, was sie unter anderem so treibt.

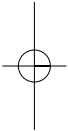
Aus welchem Grund wäre es also gerechtfertigt, zu sagen, dass die Katze einer Feldmaus auflauert, und keiner Stoffmaus? Allein die Voraussetzung, dass sie überhaupt auf der Lauer liegt, oder auf der Matte, lässt sich mit keinem der Gründe rechtfertigen, die Sie und ich als vergleichbare Akteure da-





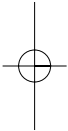
für anbieten könnten. Dafür, dass wir auf der Matte statt auf der Lauer liegen, könnten wir uns nicht rechtfertigen, wenn wir eins im Unterschied zum anderen nicht zu tun beabsichtigten, das heißt, wenn wir nicht wünschten und auch glaubten, auf der Matte und nicht auf der Lauer zu liegen.

Das angegebene (oder angebliche) Vorhandensein von Einstellungen wie Beabsichtigen, Glauben, Wünschen (und anderen „Attitüden“ wie Freude, auch Scham) zu den Inhalten der Sätze mit den Prädikaten „liegt auf der Matte“ oder „auf der Lauer“, lässt sich mit einem gemeinsamen Hinweis auf Sie und mich an der Subjektstelle zusammenfassen: Wir beide glauben, wünschen, beabsichtigen gleichermaßen, dass wir auf der Matte oder auf der Lauer liegen. Einen entsprechenden Hinweis auf eine Katze gibt es nicht.



Es ist insofern berechtigt, von uns zu behaupten, dass wir einander wie uns selbst verstehen. Hinsichtlich verschiedener Sätze, die uns selbst beschreiben, könnten wir die selben Grundpositionen einnehmen (auch wenn wir es tatsächlich nicht tun: es wäre immerhin möglich; und damit rechnen wir ja auch, wenn wir uns in irgendeinem Sinn „vernünftig“ austauschen oder „rational“ täuschen wollen). Das können wir von einer Katze einfach nicht verlangen.

Es wäre falsch, zu glauben, eine Katze würde selbst den Glauben haben, den Willen oder Widerwillen, den ich ihr zuschreibe. Ich möchte sie vielleicht überraschen, mit einer mechanischen Maus oder einer elektrischen Matte, die schnurren kann. Doch das kann mir nur gelingen, indem ich irr-

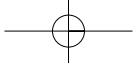


tümlich annehme, sie wäre nicht darauf gefasst gewesen. Zu dem mache ich mir ein falsches Bild davon, was eine Katze erwartet und was nicht. Da die Voraussetzung, dass sie eine Erwartung hegt, verkehrt ist, gibt es kein gar kein richtiges Bild.

Der Analogieschluss muss geradezu in dem Sinn, in dem er in der Anwendung auf uns oder in der „Selbstanwendung“ auf uns selbst bisweilen richtig zu sein scheint, in jeder „Katzenanwendung“ falsch sein. Falsch ist er jedoch genauso grundsätzlich in dem *eigenen* wie auch gemeinsamen Sinn, in dem wir einzeln oder gesamt von unseren miteinander übereinstimmenden *Äußerungen* darauf schließen, dass wir auch in dem übereinstimmen, was wir damit sagen. Der übereinstimmende „Inhalt“, der in der Konklusion auftritt, ist im Hinblick auf uns wie in dem auf eine Katze „nur“ eine Figur.

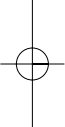
Ich schreibe also auch einer Katze völlig zurecht die Figur (und nicht den Inhalt) des Glaubens zu, dass sich zum Beispiel im Mausloch eine Maus versteckt hält. Denn sie verhält sich allem Anschein nach genau so, als würde sie es glauben, was auch so zu formulieren ist, dass sie jemand anders (wie zum Beispiel mich) darstellt, der es glauben könnte (und in dem Fall auch tatsächlich glaubt).

Der propositionale Inhalt des Satzes „eine Maus hält sich im Mausloch versteckt“, auf den sich meine genannte Einstellung bezieht, ist eine ganz allgemeine Figur: die „rhetorische“ Grundfigur der „buchstäblichen Bedeutung“, mit welcher der Satz mir selbst zu sagen scheint, dass eine Maus sich im Mausloch versteckt hält. Nun weiß ich genau so gut wie Sie, dass ein Satz selbst gar nichts sagt (desglei-



chen kein Text). Doch ich glaube nicht, dass ich etwas mit ihm anfangen oder sagen könnte, wenn es nicht in einer objektiven, streitbaren Form zu rechtfertigen (richtig oder falsch) wäre, ihm zumindest diese eine Figur zuzuschreiben.

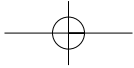
Diese buchstäbliche Figur tritt in Ihrer „rhetorischen“ Kunstgeschichte der Täuschungskunst gar nicht beziehungsweise nicht als die notwendigste und täuschendste aller Figuren auf. Auf sie kann ich jedoch in meiner Katzensgeschichte nicht verzichten. Ansonsten hätte ich keinen blassen Schimmer davon, wie auch nur ein einziger Katzensatz zu verstehen ist, nämlich vielleicht anders oder doch buchstäblich in dem Sinn, in dem er das zu sagen scheint, was ich an seiner Stelle (das ist dort, wo er formuliert ist) selbst mit ihm sagen würde.



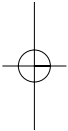
Damit bin ich schon bei der zweiten Szene der Täuschung, in welcher, der Schulparabel nach, ein Täuschungskünstler wie Sie bis heute noch den Sieg davontragen soll.

Wenn etwas unter günstigen Umständen miaut, liegt ebenfalls bis heute der Schluss auf eine Katze nahe, *die es war*. Dabei suche ich tatsächlich nach einer Katze, von der das Miauen ein Teil war. Nun finde ich statt einer Katze Sie als denjenigen vor, *der es war*, und der damit auch etwas ist, von dem das Miauen ein Teil war. Ich halte daran fest, dass es sich um das selbe „Miau“ (S. 26) handelt, doch nicht um den selben Miauer. Nur dann, wenn ich mit Ihnen zugleich die Katze gefunden zu haben glaubte, nach der ich suchte, hätten Sie mich tatsächlich auch selbst getäuscht (ich mich in Ihnen).

Stattdessen täuschte ich mich in der Einschätz-



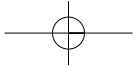
ung des figurativen Anscheins, den jenes „Miau“ verbreitet hat. Es zeigte nicht in der kausalen Figur der Metonymie das Vorhandensein einer Katze an, sondern es ließ in der nicht-kausalen Figur der Metapher ein (nicht daran angrenzendes) Vorhandensein einer Katze durchblicken, die „nur“ eine reine Fiktion ist. Womöglich entspricht ihr eine Katze, die es gibt, da sie vorbildlich neben Ihnen auf der Matte sitzt. Diese kommt jedoch, gleich wie eine fiktive Katze, nicht als kausale Ursache für ein Miauen in Frage, in dem statt einer Metonymie eine Metapher auftritt.



Diese Täuschung in einer Figur wird in einer Darstellung verfehlt, in der es darum geht, dass Sie mich aus dem Grund täuschen könnten, aus dem Sie ein täuschendes „Miau“ hervorbringen wollten. Ich möchte nicht bezweifeln, dass Sie eine Katze nicht darstellen, sondern eine solche vortäuschen wollten. Doch aus dem Grund tritt mit Ihrer Äußerung weder eine Metapher noch eine Metonymie auf, sondern ein Akteur, der den erfolgreichen Versuch unternimmt, mich zu täuschen.

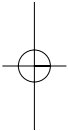
Gewiss lässt sich daher auch die zweite Täuschungsszene insgesamt als die Szene einer Handlung darstellen, zu der ich meinen Teil beigetragen habe, damit sie gelingt. Meine Bedenken richten sich nicht gegen diese Möglichkeiten, sondern allein gegen den Anspruch, dass in der Hinsicht, in welcher die Gründe von Seiten eines Akteurs dominieren, die Figur einer Katze, eine fiktive Katze oder eine Metapher auftreten soll.

(Umgekehrt: Will ich eine Katze darstellen und nicht vortäuschen, so verhindert mein Grund für



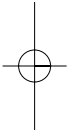
die Darstellung nicht, dass diese eine Täuschung ist oder eine Katze vortäuscht und nicht darstellt.)

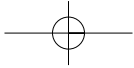
Die Frage, weshalb jemand zu täuschen ist, lässt sich nicht mit dem Grund beantworten, aus dem er getäuscht werden sollte. Damit auch nicht die, weshalb irgend jemand, oder etwas wie ein Luftstoß durch einen Türspalt, imstande ist, ein „Miau“ hervorzubringen, welches täuschend wirkt. Dass ich zu täuschen bin, und dass eine optische oder akustische Welle dazu genügt, davon gehe ich aus. Ob es mit oder ohne den Stimmbändern oder den Farbtupfern geschieht, hinter denen die täuschende Absicht eines Akteurs steckt, ist nicht entscheidend. Es entscheidet ja auch nicht etwa eine nicht-täuschende Absicht darüber, dass ich mich nicht im Zweck oder dem Sinn täusche, den jemand in einer Handlung oder einer Äußerung verfolgt.



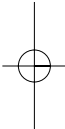
Es scheint paradox zu sein – sich in der Absicht, nicht zu täuschen, nicht zu täuschen, gleich wie in der gegenteiligen Absicht, sich zu täuschen, sich zu täuschen. Diese Art der Täuschung ist jedoch im wechselseitigen Verhältnis zweier Akteure zueinander etwas ganz Selbstverständliches. Denn es versteht sich von selbst, das Grundverhältnis von Zwei, in dem sie gemeinsam handeln (sich das Recht verleihen, gewisse Erwartungen zu teilen), als das Selbstverhältnis eines Akteurs zu dem Grund zu verstehen, den nur einer für seine Handlung haben kann. Das ist ein Grund, den es unabhängig davon gibt, ob und wie er mitgeteilt wird, der auch nur falsch oder gar nicht angegeben sein könnte.

Es gibt keinen gemeinsamen Grund, aus dem zwei verschiedene Akteure zugleich handeln, außer



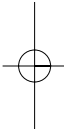


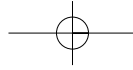
in dem übertragenen Sinn, in dem es zwei (oder mehr) miteinander übereinstimmende Beschreibungen von Gründen gibt, die folglich selbst miteinander übereinzustimmen (und so in eins zu fallen) scheinen. Diese Konklusion bildet die Grundmetapher, die einen Grund durchblicken lässt, den es nicht gibt. Im Fall eines Akteurs ist das Grundverhältnis eine Metonymie: der Grund grenzt an die Handlung an, die er kausal bewirkt.



Die zweite Grundfigur ist weitaus umstrittener als die erste, obwohl (oder vielleicht auch weil) sie einer möglichen Wirksamkeit der Gründe direkt widerspricht. Dafür bietet sie nicht das in vielerlei Hinsicht enttäuschende Problem, die Elemente des Grundes (die Absichten, die Überzeugungen und Wünsche eines Akteurs) auf der selben Ebene zu betrachten, auf der auch die Handlungen auftreten. Handlungen gibt es nicht, ohne dass es Ereignisse gibt, die als Handlungen zu verstehen sind. Metonymisch sind daher Absichten (Wünsche und Überzeugungen) gleichfalls als abhängig von den Ereignissen aufzufassen, die mit ihren Wirkungen direkt zu vergleichen sind. *Verborgener* bleiben in dieser Figur unsere Absichten nur so lange, als wir sie nicht wirklich verfolgen.

Um am Ende dieser Einleitung zum Abschluss zu gelangen, komme ich auf die erste Figur zurück, die in einer Selbstbegründung auftritt. Wenn ich mir unter einer „Mischfigur“ etwas vorstellen könnte, welche die soeben erwähnte Metapher mit der Metonymie vermengt, würde ich sagen, dass diese Figur die Grundmischung eines kausal wirksamen und eines durchblickenden, fiktiven Grun-





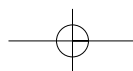
des bezeichnet. Darauf bezieht sich einer allein als ein zweifacher Akteur zugleich, sowohl metaphorisch wie auch metonymisch.

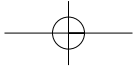
Um dieser Figur eine Auftrittsmöglichkeit zu bieten, möchte ich zwei Seiten weiter in der Absicht, diese Einleitung mit einem Punkt abzuschließen, einen letzten Punkt setzen. Ein gelungener letzter Punkt wird genügen, um dieses punktuelle Ereignis als eine „mit sich selbst“ begründete Handlung darzustellen.

Um den Grund für den Punkt nochmals zu nennen, der ein Teil der Handlung ist: ich wünsche und verfolge auch die Absicht, diese Einleitung abzuschließen; zudem glaube ich, dass sich dafür ein letzter Punkt bestens eignet, den ich folglich alsbald setzen werde. Demnach wird er, wenn überhaupt, aus dem Grund auch von mir selbst gesetzt sein.

Ich glaube zwar nicht, dass nur deshalb, weil ich einen Punkt zu setzen gedenke, jemals ein Punkt zustande kommt. Doch ich sehe keine andere Möglichkeit, als diese einzigartige Form der Täuschung gelten zu lassen: wenn es darum geht, ein Ereignis als eine Handlung so zu verstehen, wie es ein Akteur aus dem Grund bewirkt hat, den er *in der Form* angibt, in der er ihn gehabt (oder erfasst) hat.

Die Selbstbeschreibung von Seiten des Akteurs ist dabei zweifellos grundlegend. Sie kann nur unter der Bedingung richtig sein, dass das Ereignis so beschrieben wird, wie es im Grund schon zuvor beabsichtigt gewesen ist. Passt der Akteur seine Beschreibung dem Ereignis nachträglich an, dann beschreibt er es nicht in der beabsichtigten Form. Gibt es dagegen keine Selbstbeschreibung, dann gibt es





auch keinen Grund, einem Akteur einen Grund zuzuschreiben, den er gehabt haben könnte. Es verbleibt bei der Figur einer sich selbst begründenden Handlung, die nun ganz andere Für- und Gegensprecher finden mag.

Diese Figur habe ich voreilig „Präfatismus“ (S. 11) genannt, um sogleich zu behaupten, dass es „den“ Text, in dem sie auftritt, „nicht gibt“. Gleich einer Katze kann auch er nicht anders, als seine Gründe mit dem Anschein zu verbreiten, mit dem er etwas zu sagen (zu erklären, zu erzählen und noch einiges andere zu bewerkstelligen) scheint. Daneben gibt es andere Texte. Doch hinter oder unter einem jeden ist kein anderer Akteur als der Anschein zu finden, natürlich auch nicht derjenige, der sein buchstäblicher Autor ist.

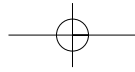
Nun zum abschließenden Punkt, „unsere“ Differenz betreffend (und zwar ganz meinerseits):

Die *Unterordnung des Anscheins* unter die Gründe einer Handlung, mit der ein Akteur bestenfalls *nur* „so tun“ kann, „als ob“ es die Dinge, die sich ereignen, aus dem Grund gibt, den er (gehabt) hat und den er vielleicht auch angibt (der also auch nur angeblich so sein kann): sie ist nicht immer ganz so falsch, wie sie mir ab und zu widerwärtig ist; unter gewissen Umständen nämlich absolut.

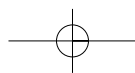
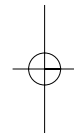
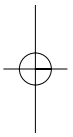
Ihnen dagegen scheint die Vorstellung zu gefallen, dass die Dinge nur so sein könnten, als ob jemand nur so täte als ob. Möchten Sie dieser Jemand gerne sein?

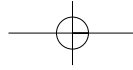
Was wäre denn schon dabei?

Schließlich könnte auch ein Text wie „dieser“ so tun, als ob er hier noch einen letzten Punkt setze.



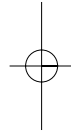
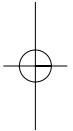
Während er hiermit einen langen Strich zieht.





Zweifaltigkeit

Es gibt eine Menge von Zweierfiguren, die von einer Figur der Einheit dirigiert werden. Der Begriff einer minimalen Einheit, einer Menge von mindestens zwei verschiedenen Elementen, wird von einem Element exemplifiziert. So kommt es, dass eins nach dem Abzug (Subtraktion, Rückzug) von eins immer noch zwei macht. Es ist keine Hexerei, im Gegenteil. Ähnlich Staatsbeamten vertreten zum Beispiel Zweibeamte das Amt Zwei. Tritt ein Beamter auf, dann tritt damit zugleich auch ein Amt auf. Die Polizei kommt, oder eine Polizistin: egal, denn ein Körper ist, in dieser Figur, gleich der Körperschaft, die er in Summe darstellt. Die Vorstellung einer Verkörperung, der Inkarnation, aber auch die einer Darstellung, die zugleich die Dinge herstellt, die sie darstellt (Attrappe), bietet dieser Figur genügend Auftrittsmöglichkeiten.



Unterm Strich. *Von Julius Deutschbauer*

In einem seiner Arbeitshefte, die Spring zwischen 2000 und Mitte 2007, also bis kurz vor seinem Rückzug aus dem Duo Deutschbauer/Spring, führte, findet sich die Feststellung: „Ich kam Anfang 2007 in eine Krise. [...] Die Kunst, und damit auch die Zusammenarbeit mit Julius, kam mir wie eine Krankheit vor, kam wie ein begleitendes Fieber über mich.“ Das Fieber, von dem Gerhard Spring da spricht, hat er im selben Heft an anderer Stelle als „atavistisch duoistische[s] Moberlebnis“ bezeichnet und damit in die Nähe einer Psychose gerückt, des so genannten Duettsyndroms, das sich häufig negativ auf Künstlerpaare auswirkt (von Laurel und

